

Rede von Dr. Mirjam Wenzel, Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt, zur Auftaktveranstaltung am 6. Mai 2018 im Hochbunker

Sehr geehrte Frau Volhard,

sehr geehrte Frau Fehrmann, sehr geehrter Herr Henne,

sehr geehrter Herr Landzettel, sehr geehrter Herr Hladek,

liebe Freundinnen und Freunde des Jüdischen Museums,

liebe Mitglieder der Initiative 9. November,

werte Gäste,

in diesem Jahr begehen sowohl die Initiative 9. November als auch das Jüdische Museum Frankfurt ihr dreißigjähriges Jubiläum. Über das gemeinsame Gründungs- bzw. Eröffnungsjahr hinaus verbindet uns vor allem der Konflikt, welcher ein Jahr zuvor am Börneplatz ausgetragen wurde. 1987 waren dort bei den Ausschachtungsarbeiten für das Gebäude der Stadtwerke die Fundamente von 19 Häusern der Judengasse freigelegt worden – ein sensationeller archäologischer Fund, der die Frage nach der Verantwortung im Umgang mit dem jüdischen Kulturerbe aufwarf. 1988 gründete sich in der Folge der damaligen Proteste gegen die Fortsetzung des Bauvorhabens die „Initiative 9. November“, und ab 1988 wurde im Auftrag der Stadt das Ausstellungskonzept für ein Museum Judengasse erarbeitet, das als Kompromiss im Erdgeschoss des Stadtwerkebaus errichtet und als „Dependance“ des neuen Jüdischen Museums schließlich 1992 eröffnet wurde.

Im letzten Jahr veranstalteten wir ein Symposium über die seinerzeit international beachtete Auseinandersetzung. Der Börneplatz-Konflikt zählte ganz eindeutig zu den großen Debatten über Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, die ab Mitte der 1980er-Jahre in der Bundesrepublik ausgetragen wurden. Vordergründig mag der Konflikt eine Auseinandersetzung zwischen lokaler Stadtregierung und -verwaltung auf der einen und den sowohl jüdischen wie auch nicht-jüdischen Demonstrierenden auf der anderen Seite gewesen sein. Auf der subtileren Ebene indes handelte es sich um einen Diskurs über die Deutung von Stadtgeschichte, über Wahrnehmung und Aneignung jüdischer Stadtgeschichte, stellvertretend auch um Erinnerung und Identität überhaupt. Die aus jahrhundertealter Judenfeindschaft und der Schoa resultierenden Traumata im jüngsten Verhältnis von Juden und Nichtjuden bewegten viele der aktiv am Konflikt Beteiligten. Zum Teil bis heute.

In Frankfurt am Main hatte die Platzbesetzung weiten Teilen der Stadtgesellschaft erstmals bewusst gemacht, dass Frankfurt eine bedeutende jüdische Geschichte hat, die bis ins Mittelalter zurückreichte und von der kaum noch Spuren im Stadtraum zu finden waren. Der Börneplatz-Konflikt stand also am Beginn vieler Auseinandersetzungen mit der jüdischen Geschichte und Kultur dieser Stadt.

Zwischenzeitlich, so jedenfalls nehmen wir es wahr, ist jüdische Stadtgeschichte keine Leerstelle mehr in Frankfurt. Entscheidend dazu beigetragen haben neben der mittlerweile dreißigjährigen Forschungstätigkeit des Jüdischen Museums, seinen Dauer- und Wechselausstellungen sowie seinem umfangreichen Veranstaltungsprogramm auch die Vereine und Initiativen, die in Folge des Börneplatz-Konflikts entstanden und mit denen wir als Museum eng kooperieren. Neben der „Initiative 9. November“ möchte ich in diesem

Zusammenhang den Verein „Jüdisches Leben in Frankfurt am Main“ erwähnen, der das Besuchsprogramm für die Nachkommen der Frankfurterinnen und Frankfurter begleitet, die in den Jahren 1933-41 die Flucht ergreifen konnten.

Ebenfalls von Bedeutung für unsere site-spezifische Arbeit im Frankfurter Stadtraum ist der 2003 gegründete Verein „Initiative Stolpersteine Frankfurt am Main“. Bis heute hat er die Verlegung von rund 1.250 „Stolpersteinen“ veranlasst und begleitet. Die nächsten Verlegungen mit dem Künstler Gunter Demnig finden Mitte Mai statt.

Im letzten Frühjahr wurde in Sachsenhausen der „Platz der vergessenen Kinder“ eingeweiht – mit einem vergrößerten Treidel als Denkmal erinnert er an das Schicksal der gewaltsam verschleppten Kinder und Angestellten des ehemaligen Kinderhauses der Weiblichen Fürsorge e. V. in der Hans-Thoma-Straße 24. Auch dieser neue Gedenkort erwuchs aus privatem Engagement.

Gemeinsam mit der Judaica-Abteilung der Universitätsbibliothek haben wir mit Unterstützung von Europeana die Website „Jüdische Orte in Frankfurt am Main“ aufgebaut, welche eine Übersicht über die bedeutendsten Orte jüdischen Lebens bietet. Wie in der 2016 neueröffneten Ausstellung im Museum Judengasse zu sehen ist, spielen authentische Orte oder – wie an diesem Ort - die Herstellung von Ortsbezügen in unserer musealen Arbeit eine wichtige Rolle. Lassen Sie mich das an wenigen Beispielen erläutern.

Bis zu dem November-Pogrom im Jahr 1938 prägten vier große und stolze Synagogen das Frankfurter Stadtbild. Und heute? Einzig die Westend-Synagoge blieb seinerzeit äußerlich nahezu unversehrt. An die ehemalige Hauptsynagoge in der früheren Judengasse, später Börnestraße, erinnert eine unscheinbare, von Passanten kaum

wahrgenommene Tafel. Auf die Börneplatz-Synagoge am ehemaligen Judenmarkt, dann Börneplatz, verweisen eine Markierung im Boden und eine Gedenktafel aus dem Jahr 1946 als Bestandteile der „Gedenkstätte Neuer Börneplatz“.

An dem Ort, wo wir uns gerade befinden, erhob sich das prächtige neue Gotteshaus der Israelitischen Religionsgesellschaft – mit 1.600 Plätzen war es seinerzeit die größte Synagoge Frankfurts. Die 1907 eingeweihte Synagoge an der Friedberger Anlage war ein Sakralbau, der weit über Frankfurt hinaus bekannt war und für seine „feierliche Erhabenheit“ gepriesen wurde. Erbaut in den Jahren 1905 bis 1907, versammelten, beteten und studierten hier die Mitglieder der Israelitischen Religionsgesellschaft, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem charismatischen Rabbiner Samson Raphael Hirsch von der jüdischen Gemeinde abgespalten und zunächst eine sehr viel kleinere und unauffällige Synagoge in der Schützenstraße bezogen hatte, welche im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Hirsch und die ihm nachfolgenden Rabbiner Breuer und Horowitz begründeten mit der Israelitischen Religionsgesellschaft eine eigene Tradition innerhalb des deutschsprachigen Judentums, die heute als Ursprung der modernen Orthodoxie gilt. Die Differenzen, die zwischen dieser so genannten Austrittsgemeinde und der jüdischen Einheitsgemeinde Frankfurts in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestanden und in einer Vielzahl von Streit- und mehreren Zeitschriften mündeten, sind bis heute von entscheidender Bedeutung für innerjüdische Selbstverständigungsprozesse. Unsere neue Dauerausstellung im Rothschild-Palais wird diesem Konflikt und seiner Bedeutung einen eigenen Raum widmen, in dem auch die Geschichte dieses Ortes gestreift wird. Wie kaum ein anderer Ort in der Stadt Frankfurt wird hier deutlich, in welchem Maße der nationalsozialistische

Vernichtungsfeldzug sich auch gegen das kulturelle Erbe der europäischen Juden selbst richtete. Im Rahmen des sogenannten „Luftschutz-Führerprogramms“ wurde in den Jahren 1942/43 auf den Fundamenten der niedergebrannten und danach abgetragenen Synagoge dieser monumentale Hochbunker errichtet – ein brachialer Akt nicht nur der Verdrängung, sondern der physischen Auslöschung jedweder Erinnerung an die jüdische Kultur. Das Gebäude gehört zu den sechs Bunkern, die von der Stadt im November 2016 erworben wurden.

Umso wichtiger ist es, dass die „Initiative 9. November“ diesen Hochbunker seit 2003 als einen Ort des Erinnerns und Lernens der Öffentlichkeit zugänglich macht. Dafür sind wir sehr dankbar. In den Sommermonaten zeigen wir hier unsere Dauerausstellung „Ostend – Blick in ein jüdisches Viertel“, die ich heute sehr gerne wiedereröffne.

Diese Ausstellung erzählt von dem jüdischen Alltagsleben und der Kultur, die sich im 19. Jahrhundert in unmittelbarer Nachbarschaft zur ehemaligen Judengasse entwickelte, ebenso wie von der Geschichte der Israelitischen Religionsgesellschaft mit ihren Synagogen und religiösen Einrichtungen. Sie geht ein auf die gute Schul- und Ausbildungssituation im Ostend, auf die sozialen Einrichtungen, die großen Firmen und kleineren Wirtschaftsbetriebe und auf die vielen nachbarschaftlichen Beziehungen. Dieses jüdische Leben wurde ab 1933 systematisch zerstört. Von der nahegelegenen Großmarkthalle führen ab 1941 die Deportationszüge in die Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager. Mehr als 10.000 Frauen, Männer und Kinder wurden Opfer der Massenmorde. Nur sehr wenige Menschen überlebten. Eine letzte Abteilung der Ausstellung widmet sich dem Ostend als einem

Stadtteil der Erinnerung. Die Ausstellung kann an Wochenenden und auf Nachfrage im Rahmen von Führungen besichtigt werden.

Authentische Orte der jüdischen Stadtgeschichte spielen auch in unserem Führungsangebot eine zentrale Rolle. Insbesondere in den Sommermonaten bieten wir Stadtspaziergänge durch das Ostend wie auch das Westend sowie Erkundungen der jüdischen Friedhöfe bei Tag und auch bei Nacht an. Seit dem vergangenen Sommer konnten wir darüberhinaus auch mehrere bekannte Persönlichkeiten aus Frankfurt wie etwa Gila Lustiger, Michel Bergmann oder auch Hanno Loewy dazu gewinnen, bei einem öffentlichen Stadtspaziergang ihre persönlichen Stadtgeschichten zu teilen. Wir haben diese persönlichen Geschichten, die den Stadtraum durchziehen, aufgezeichnet und werden sie zukünftig in digitaler Form zugänglich machen.

Vor Kurzem haben wir darüber hinaus die App „Unsichtbare Orte“ gelauncht, die in Kooperation mit dem Historischen Museum Frankfurt entstanden ist und jüdische Zeitgeschichte nach 1945 im Stadtraum sichtbar macht. Die App kann kostenlos im AppStore oder bei GooglePlay heruntergeladen werden und führt die Nutzerinnen und Nutzer an verschiedene, weithin unbekannte und unsichtbare Orte, an denen sich die Geschichten jüdischer Migrantinnen und Migranten häufig mit den Geschichten anderer Communities berühren und auch überschneiden. Eben diese Berührungen macht die App vor Ort sichtbar und erfahrbar.

Eine Form gelebter Zeitgeschichte ist das jährliche Besuchsprogramm für jüdische Emigranten der Stadt Frankfurt, das in diesen Tagen wieder stattfindet. Der Informationsaustausch mit Angehörigen und Freunden

ehemaliger jüdischer Frankfurterinnen und Frankfurter ist für unsere Arbeit stets wichtig und eine Bereicherung.

Nicht nur deshalb möchte ich Ihnen abschließend gerne noch eine Veranstaltung im Museum Judengasse ans Herz legen, die heute um 17 Uhr beginnt, und einen engen Bezug zur Ostend-Ausstellung und zu unserer Arbeit hat. Unter dem Titel „*Der Gemeinde, dem Judentum zur Ehre*“ – *Krankenschwester in Frankfurt am Main* spricht Frau Professorin Eva-Maria Ulmer vom Verein „Jüdische Pflegegeschichte“ mit Silvia Berg. Deren Mutter Toni Berg arbeitete in den 1930er-Jahren als Krankenschwester am Israelitischen Krankenhaus in der Gagernstraße; 1938 gelang ihr die Flucht in das argentinische Exil. Frau Berg lebt schon lange in Israel und nimmt in diesem Jahr am Besuchsprogramm der Stadt Frankfurt teil. Wir freuen uns auf das Gespräch mit ihr.

Vielen Dank!

(Dr. Mirjam Wenzel, Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt)